

Menschenbilder in der Psychotherapie – eine schulenübergreifende Perspektive auf grundlegende Aspekte psychotherapeutischer Diskurse

1. Die Vielfalt der Menschenbilder als Ausdruck demokratischer Pluralität

Die Frage nach den Menschenbildern in der Psychotherapie ergibt sich aus der Erfahrung, dass in den Diskursen in der und über die Psychotherapie divergierende Positionen darüber vertreten werden, was eigentlich als *wesentlich* anzusehen ist. Diese Kontroversen betreffen sowohl die Art des Handelns von Therapeuten als auch die zu erreichenden Ziele - darüber hinaus aber auch die Inhalte und Strukturen der Begründungen für beides sowie die Art, wie evidentes Wissen über die psychotherapeutischen Prozesse gewonnen werden kann.

Auf den ersten Blick mag diese Heterogenität verwundern oder unbefriedigend erscheinen, da man sich vielleicht eine bessere wissenschaftliche Fundierung wünscht, die Aufklärung darüber geben könnte, welche Vorgehensweisen, Ziele, Begründungen und Forschungsansätze denn nun richtig wären und daher allgemein verbindlich festgelegt werden könnten. Spätestens auf den zweiten Blick aber wird deutlich, dass die Heterogenität dieser Perspektiven auf das psychotherapeutische Geschehen als eine Widerspiegelung der Heterogenität von Lebensweisen sowohl seitens der Behandler als auch der Behandelten zu sehen ist. Da Psychotherapie in die (Er)-Lebens- und Verhaltensweisen von Menschen verändernd eingreift, sieht sie sich unmittelbar mit der Vielfalt an Lebensgeschichten, Gewohnheiten, Vorlieben, Werten, und Lebenszielen konfrontiert, welche unsere modernen pluralistischen Gesellschaften auszeichnen, und welche durch implizite und explizite Antworten auf die Frage: „wie wollen wir leben?“ bestimmt sind. Diese Vielfalt der Perspektiven wird aber in demokratischen Gesellschaften nicht als Bedrohung oder unerwünschte Abweichungen vom Durchschnitt begriffen (sofern sie mit den Grundkonsensen der Gesellschaft nicht in Widerspruch stehen) – nicht einmal als ein Nachteil, der in einem noch mangelhaften Stand wissenschaftlicher Forschung begründet wäre.

Vielmehr werden die beträchtlichen Unterschiede der Werte als positive Leistung einer Gesellschaft und damit als etwas Erhaltenswertes oder gar Förderungswürdiges gesehen. Und es besteht weitgehend Konsens darin, dass eine Gesellschaftsform, in der die eben skizzierte Vielfalt der Lebensweisen und „Weltzugänge“ ideologisch gleichgeschaltet wäre, keineswegs anzustreben sei sondern dahingehende Tendenzen eher zu bekämpfen wären. Entsprechend gibt es im breiten Spektrum psychotherapeutischer Ansätze (bzw. „Verfahren“ oder „Schulen“) – und auch jeweils innerhalb der drei Subgruppen von Patienten, Therapeuten und Psychotherapieforschern – recht unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie das *leidvolle Geschehen* und dessen *Veränderung* bei jenen Menschen, die um Psychotherapie nachfragen, verstanden und beschrieben werden kann. Dies ist verbunden mit unterschiedlichen Konzepten über den *Zustand* eines Patienten sowie über die *Entwicklung*, die zu diesem Zustand geführt hat. Auch wenn die konkreten *Vorgehens-*

weisen von Psychotherapeuten unterschiedlicher Richtungen zu einem beachtlichen Anteil erstaunliche Ähnlichkeiten und Überschneidungen aufweisen – zumindest bei oberflächlicher Betrachtung – unterscheiden sich die *Konzepte* und theoretischen *Begründungen* für diese Vorgehensweisen (und damit auch die Details und Kontexte der Durchführung) essentiell.

Die damit zusammenhängenden Teilfragen für Praxis und Forschung lassen sich eigentlich nur dann angemessen erörtern, wenn dabei die zugrundeliegenden Unterschiede in den Auffassungen darüber, was als „wesentlich“ angesehen werden muss (und was, andererseits, als eher peripher oder irrelevant für diese Fragen vernachlässigt werden kann) nicht ausgeblendet werden. Dennoch findet derzeit eine Position starken Zulauf, welche diese Fragen für irrelevant erklärt und in szientistischer Manier nach dem Vorbild der Virologen, wo Viren unabhängig vom Träger „Mensch“ mit einer bestimmten Substanz bekämpft werden, den Problemfokus quasi auf das Reagenzglas im Labor einzustellen versucht. Auch wenn man dabei nicht solchen Theorien folgt, dass Schizophrenie oder manisch-depressive Störungen auf Befall durch Mikroorganismen zurückführbar wären – wie z.B. der Virologe *Fuller Torrey* (2002, 2005) mit bemerkenswert breiter Resonanz in der Fachwelt postuliert – kommt bei der Redeweise, dass „psychotherapeutische Methoden“ zur effektiven Behandlung von „Störungen“ eingesetzt werden, der Mensch weder als Therapeut noch als Patient vor. Doch so, wie es z.B. die „leere Menge“ gibt, hat eine Psychotherapie ohne den Menschen (bzw. nur als biopsychisches Grundmaterial für Störungen einerseits und als biopsychisches Funktionselement zum Ausführen von Manualen andererseits) eben auch ein Bild vom Menschen – nämlich, dass der Mensch jenseits seiner Funktionen als eine Art Ganzheit weitgehend irrelevant sei (zumindest für die zu behandelnden Fragen).

Bis auf die letztere Position spielen Ausführungen zum Menschenbild aber in allen Darstellungen psychotherapeutischer Ansätze eine bedeutsame Rolle. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede werden besonders in Übersichtswerken deutlich - explizit z.B. bei *Petzold* (1994), wo das Menschenbild jeweils ein Gliederungspunkt in der Darstellung des Ansatzes ist, oder implizit bei *Kriz* (2007), wo das Menschenbild sich in den Grundkonzepten und –prinzipien des Ansatzes widerspiegelt. Entsprechend finden sich auch in diesem Band zu zentralen psychotherapeutischen Ansätzen recht ausführliche Darstellungen der zugrundeliegenden Menschenbilder.

Im vorliegenden Beitrag wird allerdings versucht, eine grundsätzlichere Perspektive einzunehmen, bei der schulübergreifend dem Verhältnis von Menschenbildern in der Psychotherapie zu den Menschen- und Weltbildern in unserer Kultur (besonders der Alltagswelt) nachgegangen wird. Die Bedeutsamkeiten, ja die genaueren Konturen, der in den spezifischen psychotherapeutischen Schulen entwickelten Menschenbilder – die in weiteren Kapiteln dieses Bandes dargestellt sind - werden m. E. erst deutlich, wenn diese als Figuren gegen den Hintergrund der allgemeinen Menschen- und Weltbilder betrachtet und herausgehoben werden können. Dabei soll aber nicht eine so allgemeine Perspektive eingenommen werden, wie sie beispielsweise *Fahrenberg* (2004, 2006, 2007) in empirischen Erhebungen zum Menschenbild von Studierenden oder gar bei weiteren Gruppen

vorgenommen hat. Dort geht es u.a. um Annahmen und Überzeugungen bezüglich Fragen zum Leib-Seele-Problem, zu Willensfreiheit bzw. Determiniertheit, oder zum Glauben an Gott. In Einschränkung dazu soll hier der Fokus auf Annahmen und Überzeugungen bezüglich der o. a. Fragen, nämlich bezogen auf den Umgang mit Menschen, beschränkt bleiben – auf Fragen also, die für psychotherapeutisches Handeln und dessen Grundprinzipien bedeutsam sind und die Diskurse durchziehen. Denn neben dem „Unbehagen in der Kultur“ (Freud, 1930) ist das Behagen an der Kultur, an den von ihr bevorzugt als universell gültig geglaubten Prinzipien, erstaunlich (um nicht zu sagen: erschreckend) hoch.

2. Welches Bild von ihrer Beziehung zum Menschen zeichnet die Psychotherapie?

2.1 Vom Menschenbild zum Bild der Beziehung „Mensch-Welt“

Als Ausgangspunkt und zur weiteren Orientierung soll ein sehr prägnantes Zitat des Physikers *Werner Heisenberg* (1955) dienen – es handelt sich um eine Beschreibung des methodologischen Wandels im Weltverständnis des Menschen, die *Heisenberg* bereits vor über 50 Jahren auf einem internationalen Philosophenkongress wie folgt gekennzeichnet hat:

„Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild unserer Beziehung zur Natur.“

Zumindest die Naturwissenschaften haben sich von ihrem Objektivitäts-Mythos längst verabschiedet. Statt des Glaubens, man könne Fakten und „die Welt“ so erkennen, wie sie „wirklich“ sind, mussten Naturwissenschaftler anerkennen, dass die Art der Beziehung zur Welt, manifestiert in der notwendig selektiven und intentionalen Weise Fragen zu stellen, letztlich die Fakten und das „Bild der Welt“ bestimmen. Naturwissenschaftler haben also gelernt, dass sie nicht umhin kommen, sich im Rekurs auf die Gemeinschaft (auch: die Scientific Community) der Verantwortung für ihre Art zu fragen, für ihre damit verbundenen Entscheidungen und das daraus resultierende Weltbild stellen zu müssen – und dass es erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch nicht möglich ist, sich auf eine von dieser menschlichen Intentionalität unabhängige, rein objektive, Faktenlage zu berufen.

Angesichts dieses grundlegenden methodologischen Wandels der Naturwissenschaften – nämlich von der Maßlosigkeit des 19. Jahrhunderts zur Bescheidenheit des 20. Jahrhunderts und der Einsicht in die Grenzen der Erkenntnisobjektivität – sind manche Ansprüche in den Psychotherapie-Debatten erstaunlich. Obwohl sich die der Psychotherapie zugrunde liegenden Wissenschaften, Psychologie und Medizin, gerne an den Naturwissenschaften orientieren oder sich gar als solche ausgeben, stehen Aussagen, dass man „objektiv feststellen“ wolle, was „tatsächlich“ wirke, in recht ungutem Kontrast zur Bescheidenheit der modernen Physik.

Solange die Psychotherapie nicht begründen kann, auf welche Weise sie meint, zu einer beziehungs-unabhängigeren Realität durchdringen zu können, als es den Naturwissen-

